

# oldenburgische landschaft

**„Heimat hat Konjunktur. Wie gehen wir damit um?“**

**Prof. Dr. Uwe Meiners**

Vortrag

auf der Mitgliederversammlung des „Spieker“  
am 7. März 2020  
in Barßel

Abdruck und Vervielfältigung sind ausschließlich zum privaten Gebrauch bestimmt. Nachdruck sowie jede Art von Weitergabe nur mit Genehmigung. Wenden Sie sich dazu bitte an die Urheberin/ den Urheber des Sprachwerks über die Oldenburgische Landschaft, Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg, Tel. 0441-77918-0.

Heimat hat Konjunktur: Ja, das mag sein. Man hört und liest das Wort derzeit oft. Junge Menschen nehmen es unbeschwert in den Mund. Wenn sie es reflektieren, nutzen sie es als unbelasteten Begriff – gegen Globalisierung, gegen Umweltzerstörung und Klimawandel. Gegen die Schattenseiten der Moderne, die unseren Heimatplanten Erde zu einem schützenswerten Patienten haben werden lassen.

Heimat: da geht es mehr um den Lebensraum an sich, um Gesundheit und Lebensqualität, um die eigene Zukunft, auch für die nachwachsenden Kinder, für welche das Vorhandensein eines gesunden Lebensraums immer stärker in Frage gestellt wird – sei es durch Kriege und Zerstörungen, sei es durch Wassermangel und Klimawandel. „Heimat“ scheint für junge Menschen weit mehr für die ökologische Inwertsetzung ihres jeweiligen Lebensraums zu stehen als für die gefühlsbetonte Glorifizierung eines patriotischen Ideals, wie es etwa Herrmann Allmers (1821-1902) um 1880 mit seinem „Friesengesang“ zum Ausdruck gebracht hat:

„Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt, ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert“.

Der legendäre Marschdichter hauchte damit dem Heimatbegriff jenes Pathos ein, das nicht nur den Gedanken der Heimatschutzbewegung in den 1920er Jahren Flügel wachsen ließ, sondern auch der völkisch-rassistischen Ideologie der Nationalsozialisten auf die Beine verhalf. Heimatbewegung und Nationalsozialismus – ein besonders trauriges Kapitel unserer Geschichte, das leider nur zögerlich aufgearbeitet wird.

Aber darüber möchte ich heute nicht sprechen. Obwohl es geboten erscheint, dem Beispiel des Rüstringer Heimatbundes zu folgen, jenem Heimatbund, dem sich Hermann Allmers besonders eng verbunden fühlte, und der sich vor nunmehr sechs Jahren anschickte, die unrühmliche Epoche zwischen 1933 und 1945 aufarbeiten zu lassen, kritisch und professionell. [Joachim Tautz] Und damit nicht dem Beispiel eines ammerländischen Sportvereins folgte, der glaubte, Vereinsgeschichte dadurch schreiben zu können, indem er (wohl in der Zeit um 1950/60) die Protokolle der Vorstands- und Mitgliederversammlungen zwischen 1933 und 1945 aus dem Protokollbuch feinsäuberlich mit der Rasierklinge herauschnitt – um damit auf diese Art interne Geschichtsaufarbeitung zu leisten.

Vielleicht sind es solche oder ähnliche Formen vom Umgang mit heimischer Geschichte gewesen, die den sozial und kulturell ambitionierten Bergsteiger Reinhold Messner auf kritische Distanz zum Heimat-Begriff gehen ließ. [Reinhold Messner] Wohlgedenkt: zur Verwendung des Heimatbegriffs, nicht zur Heimat an sich, die für ihn selbst und seine Biographie ein unverzichtbares Gut darstellt. Aber ihm geht es um dessen Instrumentalisierung, ganz wie der Zeitgeist ihn gebrauchte oder gebraucht, allein oder in den vielen Zusammensetzungen, die der Heimat dienstbar zur Seite stehen, wie die Heimatlieder, Heimatfilme, Heimatabende, Heimatmuseen, Heimatromane und Heimatfahnen, die Heimatbünde und Heimatparteien.

Bedenklich erscheint es uns heute, wenn Heimattreue und Heimatansprüche an Heimatfronten bemüht wurden, getragen von einer Heimatliebe, die mitunter blind machte und macht. Wenn sich z. B. Heimatvereine und Heimatblätter in den Jahren der Nazi-Diktatur dienstbar machen ließen, unfähig zur kritischen Distanz im politideologischen Einsatz gegen „Heimatverräter“. Ganz im Sinne einer aktuellen, rechtspopulistischen Deutung von Heimat, einer Heimat, die in Anlehnung an eine vermeintliche Deutungshoheit gegen Überfremdung von innen und außen geschützt werden müsse, durch Grenzziehungen, die dem kulturellen und sozialen Wandel einen Riegel vorschoben – so als sei Heimat und alles, was mit ihr zusammenhängt, etwas völlig Statisches, das dem vermeintlichen Ideal einer Volksgemeinschaft die erhoffte Basis verleihe.

Ist Heimat nicht zuallererst etwas Biographisches, etwas, was wir durch unser eigenes Leben und Handeln immer wieder aufs Neue erfahren, erleben, erarbeiten? In der Familie, im Kreis unserer Freunde, in der Schule, Im Verein, bei der Arbeit, in der Freizeit? Heimat: ist das nicht eher ein subjektiver Zustand, ein Gefühl, das aus Kindheitserinnerungen gespeist wird, aber sicher auch aus dem, was unser aktuelles Leben prägt und gestaltet? Denn die Gefühle und Erinnerungen unserer Vorfahren sind kaum in der Lage, unsere eigene Vorstellung von Heimat zu formen, es sei denn, wir lassen dies zu, indem wir uns durch Dritte lenken oder gar manipulieren lassen.

Heimat ist etwas emotionales, ein von Gefühlen gesteuertes Empfinden, ein mitunter sehr verletzendes Gebilde, das subjektiv heranreift, aber kollektiv „als Waffe, als Liebeserklärung, als Ausgrenzung und als Propagandamittel benutzt werden kann“. Eben das macht den Begriff Heimat ein Stück weit gefährlich, nicht aber die Heimat selbst, denn das Bedürfnis nach Heimat, konkret die Sehnsucht nach Geborgenheit, ist etwas zutiefst Menschliches.

Solches tritt zum Beispiel in den Worten eines mir nahestehenden jüngeren Menschen zutage, Künstlerin und Mutter von drei Kindern, seit mehr als zwanzig Jahren in Berlin lebend und offenbar auf der Suche nach dem, was sich mit „nachhaltigem Wohlfühlen“ umschreiben lässt. Dieses „Wohlfühlenwollen“ kam bei ihr zur Sprache, als es um die Frage nach den Austragungsort für das nächste Familientreffen ging. Und in diesem Zusammenhang mailte sie an mich etwas für mich Überraschendes:

„In der letzten Zeit habe ich viel über Heimat nachgedacht, und dass es so schade ist, wenn man keine hat. Norddeutschland und eben besonders Westerstede und Oldenburg kommen meinem Gefühl von Heimat am nächsten. Das ist insofern komisch, als ich da ja nie gelebt habe.“

Hat sie selbst tatsächlich nicht, aber eben doch ihre Großeltern, die mit ihrer Fürsorge einen wichtigen Teil ihrer frühkindlichen Sozialisation geprägt und so ein Heimatgefühl herausgebildet haben, das neben der sozialen auch eine räumliche Verortung hat möglich werden lassen.

Norddeutschland, Oldenburg, Westerstede: es könnte natürlich auch Wildeshausen, Vechta oder der Tagungsort Barßel sein, zu dem man voller Überzeugung sagt, hier sei man daheim. Aber vielleicht ist der eine oder andere auch an anderen Stellen dieser Welt zuhause. Beides geht – und offenbar wollen wir auch beides gehen lassen. Das Lokale und Globale ist ein Teil unseres Lebens geworden, eines Lebens mit größtmöglicher Mobilität, in der Obhut von Frieden und Freiheit. Was für ein Geschenk! Das uns fast völlig selbstverständlich erscheint, so dass wir Terroranschläge, Kriege und Corona-Virus logischerweise als massive Bedrohung empfinden.

Wir sorgen uns um das, was vor unserer Haustür passiert: Noch nie hat es, seitdem Temperaturen gemessen werden, einen so warmen Februar gegeben. Schlehen, Narzissen und Forsythien blühen bereits – und das Anfang März! Aber nicht nur der Klimawandel hält uns in Atem. Wir möchten gerne weiterhin preiswerte Lebensmittel konsumieren, regen uns aber zurecht über extreme Formen der Lebensmittelproduktion auf, die diese Form der Preiswertigkeit überhaupt erst möglich machen. Wir bevorzugen das Wohnen im Eigenheim, stören uns aber an der Auflösung vertrauter Kulturlandschaften, wenn sich neue Siedlungsgebiete geschwürartig ins ländliche Umfeld ausdehnen.

Eigenartige Janusköpfigkeit. Aber trotz allem: mittendrin ist Heimat, von der wir möglichst viel bewahren möchten. Heimat- und Naturschutz scheinen sich augenblicklich zu wichtigen Stellschrauben zu entwickeln, Stellschrauben zur Entschleunigung einer ungebremsen Wirtschaftsdynamik. Einer Dynamik, die nach wie vor der fraglichen Option eines ausschließlich quantitativen Wachstums huldigt. In Brasilien wird der tropische Regenwald zur Gewinnung landwirtschaftlicher Flächen abgeholzt, im Oldenburger Münsterland sehen viele Betriebe allein in der weiteren Vergrößerung der Anbauflächen und der Tierhaltung ihre Zukunft. Statt 5.000 Schweine in einem familiären Betrieb werden demnächst halt 7.000 gehalten, um den Exportchancen von Schweinefleisch gerecht zu werden: „Wenn wir es nicht machen, machen es andere, die Welt retten können wir ohnehin nicht“ – so der Tenor mancher um ihre Existenz besorgten Landwirte in unserer Region.

Größer, höher, weiter – und das um jeden Preis? Massentierhaltung und Discounterherrschaft, Individualmobilität ohne Begrenzung, ausufernder Straßenbau, riesige Containerschiffe zu Tausenden auf den Weltmeeren: die Triebfeder wirtschaftlicher Rentabilität ist die Gewinnmaximierung. Die Vorstellungen vom grenzenlosen Wachstum verschärfen indes die sozialen Gegensätze in der Welt, öffnen die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter und setzen Menschen in den benachteiligten Teilen unserer Welt in Bewegung. „Etwas Besseres als den Tod findest Du allemal“, sagte der Esel zum Hund, der Hund zur Katze und die Katze zum Hahn, und lieferten damit den Stoff für die Geschichte von den Bremer Stadtmusikanten, die sich gemeinsam auf den Weg machten, um ihr märchenhaftes Ziel einer besseren Zukunft zu erreichen.

Der Traum von einem besseren Leben: das ist und bleibt der Motivationsgrund für unendlich viele Menschen, der angestammten Heimat den Rücken zu kehren. Wie schon in den

Jahrhunderten und Jahrtausenden zuvor, denn erzwungene oder freiwillige Migration gehören zur Geschichte von uns Menschen dazu. Wir sind zum ausdauernden Laufen geboren, erstaunlich, dass wir dazu nach zwei Millionen Jahren unserer Existenz immer noch in der Lage sind.

Dabei – so behaupteten einige deutsche Politiker noch vor einiger Zeit – sei Deutschland kein Einwanderungsland. Sie negierten damit historische Fakten, wenn man etwa an die Einwanderung der französischen Hugenotten gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Preußen, an die polnischen Ruhrgebietsmigranten um 1900 oder an die große Zahl all jener Arbeitszuwanderer denkt, die ab Mitte der 1960er Jahre zu uns kamen, unerwartet dauerhaft, und u. a. dafür sorgten, dass die deutschen Restaurantangebote ein internationales Gepräge erhielten. Ein Gepräge, auf das wir nicht mehr verzichten möchten.

Zuwanderung und die Sesshaftwerdung neuer Bevölkerungsgruppen werden indes von der angestammten Gesellschaft nicht immer vorbehaltlos begrüßt. Sie verursachen kollektive Bedenken, Ressentiments, Ängste. Ängste, die bereits in einem Asterix-Comic von René Goscinny (Autor) und Albert Uderzo (Zeichner) vor vierzig Jahren (1974) thematisiert worden sind. Er trägt den Titel „Das Geschenk Cäsars“ (Band 21 der Reihe). Ein Ehepaar aus Paris ist in dem kleinen gallischen Dorf in der Normandie angekommen und beabsichtigt, sich hier niederzulassen. Das ruft erheblichen Argwohn der Dorfeingesessenen hervor und macht sich schließlich Luft: Er habe nichts gegen Fremde, beteuert der greise Methusalix gegenüber seiner hübschen jungen Frau, aber diese Fremden da, so führt er weiter aus, die seien halt nicht von hier.

Ein Anachronismus, dessen Witz erst beim zweiten Lesen oder Hören rüberkommt, aber in unserem Zusammenhang von Bedeutung ist. Die Heimat, das Dorf wird in dem Comic augenzwinkernd parodiert, indem die Bildergeschichte Gegenwartskultur übernimmt. Und das heißt: Kein Platz für Neue, Zugewanderte, Fremde. Und wenn sie doch bleiben oder bleiben müssen, dann gerät die neue Heimat für sie zur Bedrohung. Umgekehrt wird sie von der angestammten Gesellschaft zum Schutzraum erklärt, der auf einmal so bleiben muss, wie er ist. Und das bedeutet für die Neuen im wahren Leben: Ausgrenzung, mitunter Zurückweisung, im extremen Fall auch Körperverletzung und Mord.

„America first“, betonte US-Präsident Donald Trump bei seinem Amtsantritt, und lieferte damit inhaltliche Munition für all solche Gedanken, die den Heimatbegriff erneut politisch und ideologisch zu instrumentalisieren versuchen. Als Schutzmechanismus gegen Überfremdungen, als Instrument für Überlegungen, die uns glauben machen wollen, dass Kultur etwas in sich Geschlossenes und Gewachsenes sei – und dabei verkennen, dass der Wandel selbst die eigentliche Konstante in den Gesellschaften und den von ihnen getragenen Kulturen ist. Transformation und Dynamik sind weitaus prägendere Erscheinungsformen von Kultur als Statik und Beharrung.

Dennoch ist es ein legitimes Bedürfnis von Menschen, sich in der Dynamik der Veränderungen zurechtfinden zu wollen. Etwa durch die Bereitschaft, Innovationen gleich

welcher Art in Wirtschaft und Gesellschaft, im Sport und in der Kultur anzunehmen und auf den Weg zu bringen, andererseits aber auch dadurch, konservative Mechanismen zu installieren und so vertraute Werte zu bewahren und langfristig zu sichern. Dazu gehören zum Beispiel auch Museen und Sammlungen, ebenso Baudenkmale und Gedenkstätten, Heimatvereine und Geschichtswerkstätten, selbstverständlich auch ausgewiesene Naturschutzgebiete und Nationalparks – wie etwa der Nationalpark Niedersächsisches Wattenmeer an unserer Küste oder der Nationalpark Hohe Tauern in den österreichischen Alpen.

Wir wollen damit Vorsorge für nachfolgende Generationen treffen, gesellschaftliche Verantwortung für unsere Umwelt nachhaltig unter Beweis stellen, aber damit auch etwas so bewahren, wie es ist. Aus einem emotionalen Gefühl heraus, einer prinzipiellen Nostalgiebereitschaft, einem Bewahrungsbedürfnis. Wissenschaftler sprechen von einer „cultural fixation“, einem Festhalten an Vertrautem, das immer dann besonders virulent wird, wenn sich der soziale und kulturelle Wandel in unserem Umfeld sehr rasch vollzieht. Unabhängig von politischen Strategien und Ideologien meldet sich das Bedürfnis nach kultureller Kompensation, nach Strategien zur Bewältigung eines kulturellen Vertrautheitsschwundes.

Zu den aktuellen Strömungen gehören vor diesem Hintergrund die Bemühungen um unser immaterielles kulturelles Erbe – also nicht nur allein um die historische Sachkultur, die wir in Museen und Sammlungen horten, sondern auch um das Konservieren von kulturellen Praxen, wie das Zelebrieren Oldenburger Grünkohltradition in Berlin, das Erzeugen von Brot in seiner Vielgestaltigkeit oder die Unterschutzstellungsbemühungen der Schausteller zur Aufrechterhaltung traditioneller Volksfeste – wie des Oldenburger Kramermarkts oder des Vechtaer Stoppelmarkts.

Heimat vor Ort, in einer zunehmend globalisierten Welt: Das ist in übertragenem Sinne nicht mehr als ein Kaffeelöffel. Aber auch in einem Kaffeelöffel spiegelt sich die Sonne. Sämtliche Facetten der Natur zum Beispiel, mit allem was dazu gehört, von unseren Bäken bis hin zu den Wallhecken, aber eben auch die politischen, technischen, sozialen und kulturellen Faktoren, die fortlaufend von Menschen und ihren gesellschaftlichen Systemen geschaffen worden sind und werden.

Man braucht dazu nur die letzten einhundertzwanzig Jahre in den Blick zu nehmen. Sie reichen von Kaisertum und Vaterlands-Patriotismus über Diktatur und Führerkult bis hin zu mühsam verwirklichter Demokratie und ihren von der Bevölkerung gewählten Vertretern. Allein an diesem Zeitraum von rund vier Generationen wird deutlich: Heimat, Geschichte und Kultur ist nie etwas Statisches, sondern stets etwas Prozessartiges, immer etwas, das im Fluss ist. Ein Wandel, in dem die Orientierung an humanitären und humanistischen Werten den Kurs bestimmen sollte, ein Wandel, in dem jedoch polemisch-populistisches Getöse und nationalistisches Pathos zu problematischen Wegweisern werden können, Wegweiser zu Isolation, Abschottung und Ausgrenzung, zu längst überwunden geglaubten Sackgassen, die

in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Deutschland, Europa und die Welt in zwei furchtbare Kriege, mit unzähligen Toten, Ermordeten, furchtbarem Leid und Heimatlosigkeit führten. Deshalb gibt es keine Alternative zu einem selbstbewussten, toleranten, zukunftsorientierten Europa, das bereit ist, Rassismus und nationalistischem Pathos die kalte Schulter zu zeigen.

Man kann aus der Geschichte lernen, aber man muss es auch wollen und der Bildung in unserer Gesellschaft die erforderliche Priorität einräumen. Denn sonst laufen demokratische Werte (wie etwa das hohe Gut der Meinungsfreiheit) Gefahr, zwischen politischen Extremen zerrieben zu werden, wie etwa die völlig unschuldige und harmlose „Heimat“, auf die jede und jeder ein Anrecht hat, deren diffuse, emotional besetzte Begrifflichkeit derzeit abermals dazu dient, ideologisch eingespannt zu werden.

Ich fasse die bislang geäußerten Gedanken nochmals in vier Thesen zusammen:

Erstens: Im Umfeld der sozialen und gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart besitzt Heimat in der Tat Konjunktur. Der Begriff und die unterschiedlichen Vorstellungen, die Menschen von ihm haben, haben vor dem Hintergrund von Globalisierung, Migration und Digitalisierung an Bedeutung gewonnen. Die Diskussionen über das, was vermeintlich zu uns gehört und was nicht, nehmen an Intensität und Schärfe zu. Dass in Deutschland neben den vertrauten Heimatvereinen und -museen nun auch „Heimatministerien“ im Bund und zwei Ländern (Bayern, Nordrhein-Westfalen)“ installiert worden ist, lässt aufhorchen [Bundesministerium des Inneren, Bau und Heimat; Bayerisches Staatsministerium der Finanzen und der Heimat; Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung des Landes Nordrhein-Westfalen].

Denn das Bedürfnis nach Heimat, das Wohlfühlenkönnen von Menschen vor Ort begleitet offenbar immer auch die latente Angst vor der Dynamik von Veränderungen, nicht zuletzt vor dem Fremden, vor den Anderen, die nicht zu uns gehören. Das scheint eine menschliche, in fast allen Kulturen verankerte Konstante zu sein. Heimat und die Vorstellung davon, wer, wie und wo sein darf, wer konkret ein Anrecht auf Heimat hat, ist in hohem Maße von Emotionen und eben auch von Ängsten abhängig. Aber Angst ist ein schlechter Ratgeber, und das Bemühen um Heimat sollte nicht zum willfährigen Gehilfen unbegründeter Angst aufsteigen. Denn: gesellschaftlicher, sozialer und kultureller Wandel gehört nun einmal zur Heimat dazu.

Zweitens: Heimat ist ein diachrones Gebilde, immer Ergebnis eines Prozesses, eines historischen Vorgangs, der aus der Geschichte und den Geschichten, aus den Gefühlen und Erinnerungen von Menschen gespeist wird. Und weil Menschen nicht ewig auf dieser Erde leben, wird der Vorgang nicht konserviert, sondern durch Geschichten, Gefühle und Erinnerungen neu hinzutretender Menschen modifiziert, erweitert und fortgeführt. Deutschland, in der Mitte Europas gelegen, ist mit seinen verschiedenen Regionen Auswanderungs- und Einwanderungsland zugleich gewesen, mit Alt- und Neubürgern, begleitet von Krisen und Katastrophen, eigenem und fremden Erbe, das sich den damit

verbundenen Herausforderungen unterschiedlicher kultureller Regeln und Wertmaßstäbe seiner Bewohner stets aufs neue stellen musste.

Die Nazi-Diktatur instrumentalisierte Heimat für Ihre Blut-und Boden-Ideologie, was ihr aber nur deshalb so leicht gelingen konnte, weil sie sich des völkisch-rassistischen, antisemitischen Gedankenguts, tief verwurzelt in vielen Gesellschaftsschichten, bedienen konnte. Gedankengut, das derzeit in manchen Köpfen und leider auch Taten seine Wiedergeburt feiert.

Heimat ist drittens ein Gefühl, das unserer Seele entspringt und das umso stärker wird, je mehr wir eines räumlich und sozial verorteten Zustandes bedürfen. Ursprünglich ist das deutsche Wort Heimat völlig emotionslos, es entstammt der rechtlichen Sphäre unserer Gesellschaft. Es bezog sich früher auf den materiellen Besitz von Haus und Hof. Erst seit der Romantik, seit dem frühen 19. Jahrhundert, ist Heimat in der Dichtung, aber auch im Alltagsbewusstsein als ein Ort der Sehnsucht und Geborgenheit verstanden worden. Insofern ist Heimat nicht nur eine räumliche sondern auch eine soziale Kategorie. Eine Kategorie, die im Laufe eines Lebens wechseln und auch zu dem Bedürfnis führen kann, etwas davon zu festzuhalten. Museen sind in diesem Zusammenhang wichtige Instanzen, auch unsere diversen Heimatvereine. Sozialintegrativ sind solche Museen und Vereine aber nur dann, wenn sie sich gegenüber dem Verlauf der Geschichte öffnen und die Kulturen von Neubürgern auch insofern respektieren, als sie deren materielle und immaterielle Zeugnisse perspektivorientiert inkludieren und nicht ausgrenzen.

Heimat in diesem offenen und identitätsfördernden Sinne hat viertens eine Chance. Ein solches Verständnis entgeht vor allem der Gefahr, dass ein regional verankerter Heimatbegriff zu potentieller Engstirnigkeit mutiert, wo „gemeinsame Heimat“ nur als Ort bedingungsloser Traditionsbekenntnisse und kultureller Anpassungswilligkeit verstanden wird, als abgeschirmter Raum der Selbstzufriedenheit oder als Hort partikularistisch-nationalistischer Interessen. Ein Heimatbegriff, in dem Neulinge, Hinzugezogene oder Migranten nicht unterzubringen sind, wäre nicht nur hochgradig intolerant sondern auch historisch absurd.

Denn: Das Neue, der Wandel gehörte und gehört zu unserer heimatlichen Kultur einfach dazu. Das hat er, der Wandel, übrigens schon immer, mal eher verhalten, mal eher dynamisch. Die Ausbildung, Umwandlung und Neuformung eines regionalen Identitätsbewusstseins hat er jedoch nicht verhindert, im Gegenteil, es ist in allen Facetten sogar gestärkt hervorgegangen. Wozu mitunter auch die grün-weiße Fahne von Werder Bremen im eigenen Garten gehören kann, ein Platz im Fan-Block des Weserstadions – oder die Mitgliedschaft im Spieker, des Heimatbundes für niederdeutsche Kultur von 1947, mit Schrieverkring, Bökerschapp oder Späälkring.

Und der Bereitschaft und Fähigkeit, Plattdütsch zu schnacken. Nicht im Sinne von Rückwärtsgewandtheit oder bloßer Heimattümelei, sondern im Sinne von Kompetenz. So wie es der aus Äthiopien stammende Yared Dibaba getan hat, kürzlich auf dem 65.



Oldenburger Grönkohläten der Stadt Oldenburg in Berlin, wo er mit seiner in perfektem Plattdeutsch geführten Moderation der Bundes-ministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Frau Franziska Giffey, die Rednerbühne quasi auf dem Silbertablett servierte. Ein Stück Heimat auf großer Bühne, sympathisch und selbstbewusst zugleich.

Ja, so wünschte ich es mir eigentlich: Unser Plattdeutsch und Saterfriesisch als Inbegriff für Sprachkompetenz und Mehrsprachigkeit – und nicht nur als Instrument eines wohlgemeinten Traditionsbekenntnisses: Der Ball, liebe Spiekerfreunde, liegt bei Ihnen, und es wäre eine großartige Leistung, ihn im Spiel zu behalten, mit eigenen Mitteln und Ideen, mit jungen Menschen aus der Landjugend, mit eigenen Leuten und all den großartigen Aktivitäten, aber auch dadurch, neue dynamische Akteure aufs Spielfeld zu holen, wie in der Vergangenheit einen Marron C. Fort oder nun einen Yared Dibaba. Oder all die vielen anderen jungen Künstler, Poeten, Literaten und Musiker, Frauen und Männer unterschiedlicher Coleur, Sozialisation und Religion. Menschen, welche die Kompetenz unserer niederdeutschen Sprache (und Kultur) im wahrsten Sinne des Wortes leben und Multiplikatoren unseres gemeinsamen Bemühens bereits sind oder doch zumindest werden können.

Heimat, die Spaß macht und Freude bereitet, die traditionsbewusst und zukunftsorientiert zugleich ist, für alle und nicht für ein paar wenige. Eine großartige Vision!

Ich wünsche dem Spieker und seinen Akteuren alles erdenklich Gute, Mut zur eigenen Kompetenz und ganz viel Lust auf Heimat.